



SANDRA KNECHT

HOME IS A FOREIGN PLACE

K B H.G



**HATJE
CANTZ**

SANDRA KNECHT

VORWORT
Raphael Suter
12

VOM KÜCHENTISCH ZUM
«TSCHINN»
Susanna Koeberle
32

DURCH DIE NACHT MIT
SANDRA KNECHT
Laura Ewert
43

WIDERSTAND GEGEN DIE
BINARITÄT
Birgit Stammberger
45

TAPES
167

SANDRA KNECHT IM
GESPRÄCH MIT
HANS ULRICH OBRIST
178

MY LAND IS YOUR LAND
189

THE DINNER PARTY
191

LIBRARY OF OPINIONS
199

VOM KÜCHENTISCH ZUM «TSCHINN»

Susanna Koeberle

Ich hocke in Sandra Knechts Küche. Ich sitze, sie kocht. Wir sind in Buus, wo sie wohnt und arbeitet. Einem kleinen Dorf, weitab vom Schuss, schön gelegen und mit ein paar Einfamilienhüslis verunstaltet. Typisch Schweiz halt. Aber darum soll es hier nicht gehen. Sondern um Sandra Knechts Kunst. Um eine besondere Kunst, wie ich zeigen möchte. Wer zuschaut, wie sie etwas Essbares für ihre Mitmenschen zubereitet oder wie sie ihre Tiere füttert – zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Wesen macht sie keinen signifikanten Unterschied –, bekommt eine Ahnung davon, worum es in ihrer Kunst gehen könnte. Um Geschmack zum Beispiel. Dass dies Kunst sein kann, ist nichts Neues, soll aber dennoch im Folgenden präzisiert werden. Denn Knechts Schaffen unterscheidet sich von Kochkunst, wie wir sie kennen. Überhaupt ist der Zugang der Künstlerin antizyklisch. Auch dazu gleich mehr. Aber wir sind noch in der Küche, ganz

SUSANNA KOEBERLE

nah beim Thema also. Bei Sandras Händen, bei der Fürsorge und Hingabe, mit der sie sich ganz banalen – oder vielleicht doch nicht so banalen? – Dingen widmet. Der Nahrung. Den Menschen. Den Tieren. Den Verstrickungen zwischen diesen Entitäten, wobei das Wort Entität in die Irre führt. Weil es in Knechts Kunst nämlich genau um das Aufbrechen von identifizierbaren Zuordnungen und abstrakten Narrativen geht.

Es geht um Sensibilität. Darum zu zeigen, wie abgestumpft und gleichgültig wir vielen Dingen gegenüber sind. Und wie wertend wir unserer Umwelt begegnen. Wie wenig tolerant. Diese Krise der Sensibilität ist nicht nur gegenüber den irdischen Ressourcen und den nicht-menschlichen Bewohner*innen unseres Planeten zu diagnostizieren – Stichwort Massenartensterben und Klimakrise. Gerade anderen – und andersartigen – Menschen gegenüber fehlt in vielen gesellschaftlichen Diskursen die Sensibilität. Was kann Kunst diesem Verlust entgegenstellen? Wie kann Kunst auf Mehrfachkrisen reagieren? Schliesslich beinhaltet das Wort Krise etymologisch immer den Moment ihrer Überwindung. Die Krise als Chance also? So simpel ist das nicht. Doch vielleicht könnte Kunst uns einen – wenn auch dünnen – Boden liefern? Einen, den wir abendländischen Menschen uns mitunter unbewusst selbst unter den Füßen wegziehen. Ja, würde Sandra auf diese Frage antworten. Auch um diesen Boden geht es in Knechts Schaffen. Und damit verbunden um die gesellschaftliche Rolle von Kunst. Sie sagt: «Kunst gibt mir einen Boden. Sie ist meine Heimat». Damit sind wir bei einem für die Arbeit dieser Künstlerin zentralen Begriff: Heimat. Ihr Werk handelt ebenso vom Fehlen von

VOM KÜCHENTISCH ZUM «TSCHINN»

Heimat. Von Heimatlosigkeit. Vom Suchen nach Heimat. «Home is a Foreign Place» nennt das Sandra Knecht zum Beispiel. In dieser über mehrere Jahre laufenden Arbeit geht es um die Suche nach Identität. Durch Geschmack etwa. Oder durch das Zusammenleben mit Tieren. Heimat findet Knecht in der Kunst aber auch, weil sie dort Mitstreiterinnen und Weggefährten begegnet. Eine Heimat kann ihr Kunst von anderen bildenden Künstlerinnen und Künstlern sein, aber auch Musik oder Literatur. Sensibilität heisst auch zuhören, hinschauen, sich verbinden. Aber wie überführt Sandra Knecht diese erhöhte Sensibilität in Kunst? Denn auch davon handelt ihre Arbeit: von Transformation.

Sandra tischt einen Schnaps auf. Ihren Schnaps, ihr Geschmacksprofil, wie sie es nennt. Transformierte Sandra Knecht gleichsam. Gletschermilch heisst das hochprozentige Getränk. Sie serviert ein Gläschen davon zum Abschluss des wunderbaren Mittagessens, das sie zubereitet hat. Wir trinken. Und dann «schmecke» ich, wovon sie vorhin gesprochen hat. Von ihrer Kunst, von Heimat, von Erinnerung. Ich schmecke die elf Kräuter, die sie in der Rezeptur verwendet hat. Sie stammen aus der Umgebung von Buus oder aus der Alpenregion. Wobei dieser konzeptuelle Aspekt bei der unmittelbaren Erfahrung des Getränks keine Rolle spielt. Vor allem das Süssholz schmecke ich heraus. Das wärmende Süssholz der Kindheit. Damit meine ich die Kindheit von Menschen, die in den 1960er-Jahren oder davor geboren wurden. Heute kennt kein Kind mehr Süssholz. Sandra zeigt mir ein altes Foto, aufgenommen in einer ländlichen Umgebung, ähnlich der, in der sie heute lebt. Da muss sie

SUSANNA KOEBERLE

rund sieben Jahre alt sein. Sie hat ein Stück Süssholz im Mund. Ihr Blick: Der gleiche, mit dem sie heute ihre Mitmenschen anschaut. Direkt, streng manchmal. Ein wenig misstrauisch, ein wenig traurig auch. Die Tiere schaut sie anders an. Beim Füttern und Pflegen etwa schleicht sich ein sanftes Lächeln in ihr Gesicht. Sanft und streng zugleich ist Sandra Knecht. Der Ausdruck der Hände auf diesem Bild: nonchalant, entspannt und angespannt zugleich. Aufmerksam. Bekrönt ist das Kind mit einem Efeuzweig, ein Kind des Waldes. Eine Art Artemis: Göttin der Jagd, des Waldes, der Geburt und des Mondes. Apropos Widersprüche: Artemis ist eine komplexe und paradoxe Figur in der griechischen Mythologie. Meist wird sie als Beschützerin der Frauen und Kinder gelesen. Ganz so harmlos und nett war sie allerdings nicht. Sie war Jägerin, hatte Pfeil und Bogen. Homer nennt sie «die Herrin der Tiere». Aber auch das war sie vermutlich nicht.

Das Wermutkraut, lateinisch «*Artemisia absinthium*», soll ihr heilig gewesen sein. Ist dieses Kraut auch in Sandras Gletschermilch enthalten?

Süssholz jedenfalls ist drin. Genauer gesagt handelt es sich beim Süssholz, also beim Stängel, der auf dem Foto aus Sandras Mund schaut, um die Wurzel dieser Pflanze. Es hat etwas Magisches. Es ist, als ob in diesem Bild schon alles da wäre. Darin die Wurzeln ihrer künstlerischen Recherche offenliegen würden. Eine Begegnung mit einer fremden Frucht, einer verborgenen Frucht, die keine Frucht im eigentlichen Sinne ist. Nämlich eben eine Wurzel oder, anders gesagt, ein Rhizom, wenn man sich die Deleuze-Guattarische¹ Lesart zu eigen macht.

1—Ein Rhizom ist ein sich horizontal ausbreitendes Sprossachsensystem; bei Deleuze/Guattari wird es zur Metapher für die Möglichkeit unhierarchischer Verknüpfung von Wissen, die Vielheit statt Einheit erschafft. Siehe: Gilles Deleuze, Félix Guattari, Rhizom, Berlin 1977.

VOM KÜCHENTISCH ZUM «TSCHINN»

Dieses unhierarchische Sich-Verbinden mit dem terrestrischen Territorium. Mit dem Unsichtbaren und Fremden. Mit Dingen, die nicht gleich auf der Hand liegen. Die man zutage fördern muss. Aber all das geschieht ohne esoterischen Hokusfokus, damit kann Sandra wirklich nichts anfangen. An ihrer Kunst ist nichts esoterisch, die Inhalte sind reell, diesseitig. Dennoch beschleicht mich beim Betrachten dieses fotografischen Doppelgängers ein gespenstisches Gefühl. Als handle es sich bei diesem Bild um eine Präfiguration. Natürlich: Das lese ich jetzt so, nachträglich. Der Körper dieses Kindes weiss noch nicht, welchen Platz er in der Welt einnehmen wird. Einnehmen will. Aber das Kind spürt vielleicht die Sehnsucht nach Zugehörigkeit. Und dieses Gefühl findet diese junge Sandra vielleicht in ihrem Körper. «Der Körper ist die erste Heimat», sagt Sandra heute. Das sagt eine, die auch um diesen heimischen Ort kämpfen musste als queere Person. Die sich zugleich diesen unsäglichen Kämpfen zu entziehen wusste mit ihrem «Anderssein». «My Land is Your Land» heisst eine Werkgruppe der Künstlerin. Mehr als eine Werkgruppe ist das ein Name, eine Chiffre, mit der sie eine Ansage macht. Mit der sie über Kunst gesellschaftliche Themen adressiert. Sie teilt mit Menschen, die ihr «Anderssein» leben, eine geistige Heimat. Und diese Heimat teilt sie mit uns in Form ihrer Kunst. Das ist ihre Sprache, ihre Form der Mitteilung. Sie schafft einen Bezug zu ihrer Welt. Zu unserer Welt: Das ist ihr Geschenk an uns.

Etwa die fotografische Werkgruppe der «Tschinn»: Diese bringt viele Themen zum Erklingen, die für Sandras Arbeit wichtig sind. Wobei sie nicht sicher ist, ob «Tschinn» der richtige Name für diese Kunstwerke ist.

SUSANNA KOEBERLE

Der (oder die) Dschinn ist in der islamischen Vorstellung ein körperloser Dämon, der unter Umständen auch von menschlichen Körpern Besitz ergreifen kann. Genau betrachtet besteht unser Körper ja aus Mineralien, Lebewesen und Substanzen – aus «anderen». Wir meinen zwar, wir wüssten, wer wir sind – aber tatsächlich sind wir uns fremd. In uns leben Fremde, «Tschinns» eben. Diese archetypischen Schattenwesen zeigt uns Sandra als ihre Verbündete. Sie und ihre «Tschinns» bilden ein Rudel. Als Teil eines Rudels fühlt man sich übrigens auch, wenn man mit Sandra arbeitet. Begegnungen – reelle oder ideelle – sind Teil ihrer Arbeit. Aber zurück zu den «Tschinns», denen Besucher*innen auch in der Ausstellung begegnen werden. Wenn sie diese inneren Dämonen herauskotzt – wie sie es ausdrückt –, dann werden die körperlosen Wesen sichtbar, auch für uns. Dennoch bleiben sie irgendwie körperlos und fremd. In einem Zustand des Dazwischen. Sie werden in der fotografischen Übersetzung zur Spur des Gespenstischen. Zu Erinnerung. Wie in Trance seien die Tiere, wenn diese Fotografien entstünden, erzählt Sandra am Küchentisch. Und sie ist es dann wohl auch. Körper ohne Körper erinnert mich an Antonin Artauds organlosen Körper. An diese Form der Revolte gegen die von einer heteronormativen Gesellschaft verschriebenen Form des Körperlichen. Der Körper wird bei Artaud zum Klangkörper statt zu einem System von Organen. Zu einem freien Körper. Und bei Knecht wird dieser Körper zu einer anderen Form von Heimat. Es erstaunt mich nicht, dass bei ihr auch das Haus als Behälter zu einer Metapher für diese andere Form des Enthaltens wird. Sandras Häuser sind eben keine Hüslis vom Speckgürtel. Sondern

VOM KÜCHENTISCH ZUM «TSCHINN»

Häuser, die Widerstand symbolisieren. So entstehen neue Echoräume. So schafft sich die Heimatlose Heimat. Sandra Knecht ist mehr als eine Künstlerin, die im Dorf wohnt und kocht. Sie ist eine Artemis der Gegenwart. Die weiss, dass Fürsorge und Kampf zusammenkommen. Die weiss, dass all das in und mit der Kunst geschieht.

